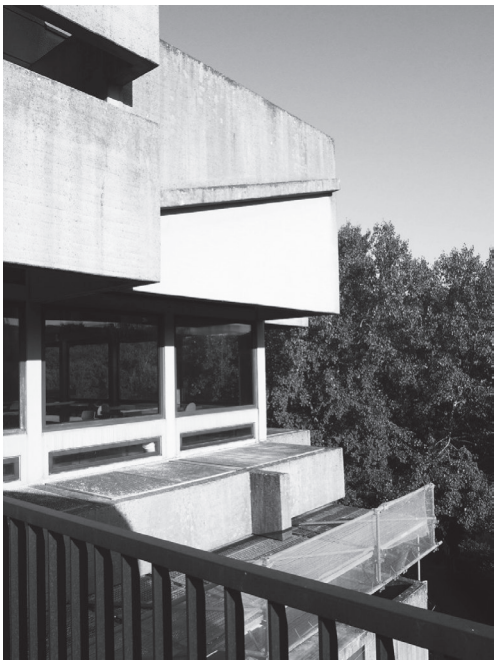
Brutalismus: Politische Ästhetik und Philosophie

Von Laura Weidig

Neben Gebäuden der ehemaligen Kaserne, provisorischen Containern, einsturzgefährdeten Bauten der Germanistik und diversen Neubauten, vorwiegend der Informatik, fällt ein Gebäude auf dem Saarbrücker Unicampus besonders auf: die Mensa. Sie ist nicht nur zentraler Anlaufpunkt für hungrige Studierende, sondern ein exponiertes Beispiel brutalistischer Baukunst. Und wird jetzt 50 Jahre alt – Anlass genug, sich anzuschauen, was es mit dieser Architektursprache auf sich hat, welche politische Philosophie und Ästhetik dahinterstehen.

Brutalismus, das ist der Oberbegriff einer architektonischen Stilrichtung. Le Corbusier, einer der bedeutendsten Architekten des 20. Jahrhunderts, prägte den Begriff »béton brut«, d.h. ›Sichtbeton‹. Das damals innovative Baumaterial wurde zentrales Material und Gestaltungselement zahlreicher Bauten und einer ganzen Generation von Architekten der 1960er bis 1980er Jahre. Auch Mies van der Rohe prägte mit der klaren Struktur des Bauhaus-Stils den Brutalismus entscheidend mit. Der kann getrost als der umstrittenste Baustil des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden – Bausünde oder -kunst? Optische Gefälligkeit jedenfalls scheint auf den ersten Blick kein Anliegen brutalistischer Architektur gewesen zu sein. Einer der Gründe, weshalb sie – damals wie heute – polarisiert? Selbst Laien gelingt es, brutalistische Gebäude treffsicher als solche zu identifizieren: Das liegt am primär eingesetzten Material, Sichtbeton eben, aber auch an der monumental-skulpturalen Wuchtigkeit.



Detailaufnahme der Saarbrücker Mensa, Foto: Laura Weidig

Dramatisierung der Konstruktion

Brutalismus ist ein Stil, der nichts beschönigt. Der namensgebende rohe Beton zeigt deutliche Spuren der Arbeitsprozesse. Diese Rohbau-Ästhetik springt sofort ins Auge. Baustoffe wurden roh und unbearbeitet eingesetzt, nichts verkleidet, vergipst oder versteckt – »Form follows function«. Brutalistische Architekten waren beeinflusst vom Gedanken der Aufrichtigkeit – die Gebäude und Materialien sollten aussehen wie das, was sie waren, Konstruktionen ›ablesbar‹ sein: Träger, Balken, Versorgungsleitungen – alles musste offen verlegt werden, sichtbar bleiben, nichts durfte hinter Putz verschwinden. Auf den ersten

Der Außenbereich der Saarbrücker Mensa mit dem von Otto Hajek gestaltete Rosengarten: Abstrahierte Betonrosen in gelb, blau und orange verteilen sich auf einer Fläche von acht mal acht Metern. Foto: Laura Weidig

Blick sollte sich Betrachtenden erschließen, wie das Gebäude ›funktioniert‹. Diese Offenlegung der Konstruktion feierte zeitgleich die handwerkliche Perfektion: Die Spuren, die die Bauarbeiter hinterließen, wurden in der brutalistischen Architektur zum Gestaltungsmittel geadelt. Im Gesamteindruck wirken die Gebäude aufgrund ihrer Größe wie monumentale Betonkolosse: imposant, dramatisch, der Oberflächenstruktur des Betons wegen aber auch aus der Nähe interessant.

Die tragende Kraft des Stahlbetons

Ohne den technischen Fortschritt des 20. Jahrhunderts wäre brutalistische Architektur undenkbar. Erkenntnisse aus Naturwissenschaft und Technik flossen ins Bauwesen ein, insbesondere Bauphysik und -klimatik brachten die Baugeschichte der Moderne entscheidend voran. Technische Innovation, die Adaption neuer Materialien, im Brutalismus insbesondere die tragende Kraft des Stahlbetons, ermöglichten günstiges Bauen in einem Maßstab, der vor der industriellen Revolution den Palästen der Mächtigsten dieser Welt vorbehalten war. Die neue Art zu bauen eignete sich hervorragend für moderne Gebäudetypen, die der Gesamtheit menschlicher Tätigkeiten Raum geben, und wurde dementsprechend breit eingesetzt: für Wohnblöcke, Bürohochhäuser, Schulen, Einkaufszentren, mehrstöckige Parkhäuser. Auch auf den Geländen europäischer und US-amerikanischer Universitäten war der neue Stil gefragt. In Saarbrücken etwa präsentiert sich die Mensa in brutalistischem Design.

50 Jahre Gesamtkunstwerk Mensa

Der Bau, in dem viele Studierende täglich essen, ist ein 1969 mit dem BDA-Preis für Architektur ausgezeichnetes Gesamtkunstwerk, das dieses Jahr 50-jähriges Jubiläum feiert. Das denkmalgeschützte Gebäude D 4.1 ist ein weltweit anerkanntes Beispiel brutalistischer Architektur, gestaltet von dem Architekten Walter Schrempf und dem Bildhauer Otto H. Hajek, die in ihrem gemeinsamen Schaffen Architektur und raumplastische Kunst eng miteinander verbanden. Die graue Monotonie des modular konstruierten Kubus von 60 x

60 Metern akzentuierte Hajek außen wie innen mittels einer kontrastierenden Optik von Primärfarben, durch ›Farbwege‹ und geometrische Raumplastiken.

Gerüchteweise fände sich ein maßstabsgetreues Modell des Saarbrücker Mensa-Gebäudes sogar im Museum of Modern Art (MoMA) in New York. Das ist allerdings, wie Recherchen von Dr. Mona Schrempf, freie Kuratorin und Tochter des Mensa-Architekten, ergaben, nur ein seit Jahren kolportierter Mythos.

Derweil stellt das architektonische Erbe das Studentenwerk im Saarland e.V. als Betreiber der Mensa vor Herausforderungen: die Balance zwischen heutiger Nutzung und Denkmalwert gestaltet sich immer wieder als schwierig.

Polarisierender Baubestand

Das Ende des Brutalismus fiel zeitlich zusammen mit dem Ende des Wohlfahrtsstaates und dem Beginn des Neoliberalismus. Eine Kombination aus mangelnder Wertschätzung und neoliberalem Diktat der Sparsamkeit führte dazu, dass die Instandhaltung vernachlässigt wurde. Man glaubte an die Unzerstörbarkeit des Materials und schob erforderliche Arbeiten auf unbestimmte Zeit auf; der Beton, oftmals verschmutzt und mit Algen bewachsen, war unterdessen dem Zerfall preisgegeben. Mangelhafte Instandhaltung und Pflege machten aus Wohnanlagen schmuddelige Slums, ein Synonym sozialen Elends. In der Folge wurden städtebauliche Defizite der Moderne dem Brutalismus in die Schuhe geschoben. Kritiker diffamierten den Baustil als hässlich, als seelenlose Planarchitektur mit kaltem Design, der deprimierende Lebensbedingungen schaffe. In der Tat war die Umsetzung im Wohnungsbau oft problematisch: Einige Objekte wurden schlecht realisiert, erwiesen sich als hellhörig und finster. Das, sowie der ungepflegte Zustand vieler Objekte, spielte jenen in die Hände, die, oftmals erfolgreich, den Abriss forderten. Etliche architektonisch einzigartige Gebäude in aller Welt fielen der Abrissbirne bereits zum Opfer. Dass der Denkmalwert gesehen und Brutalismus als Architektur gewürdigt wird, ist ein neues Phänomen. Dennoch hadert man auch heute noch mit brutalistischen Bauten – aus Pragmatismus: Der Erhalt der historischen Bausubstanz und die energetische Sanierung sind kostspielig und schwer miteinander zu vereinbaren, die Alternative wäre das Verschwinden dieser spezifischen Art Baukultur – wobei Abriss und Neubau weder günstiger, noch ökologischer sind.

Außenaufnahmen der Mensa von Franz Eifel aus den 1970er Jahren aus dem Privatarchiv Walter Schrempfs

Der historische Kontext

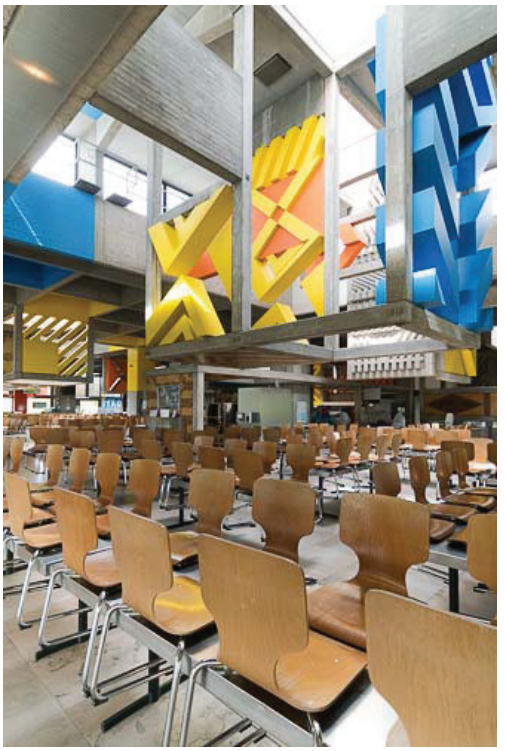
Gestaltungsfragen sind im größeren, politischen Zusammenhang zu betrachten; sie werden von den soziopolitischen Umständen ihrer Zeit maßgeblich beeinflusst. Der historische Kontext des Brutalismus war, global betrachtet, die Entkolonialisierung Afrikas und Asiens, die Modernisierung der amerikanischen Kontinente und des mittleren Ostens sowie, ganz entscheidend, der Wiederaufbau Europas nach dem jüngsten deutschen Vernichtungskrieg. Brutalistische Bauten sind, zumindest in Europa, Beton gewordene Erinnerung an die Nachkriegszeit: Für den schnellen Massenwohnungsbau war Beton ein innovatives, kongeniales Material, mittels dessen sich nicht nur günstig, sondern auch künstlerisch umgehen und viel bauen ließ.

Die brutalistische Bauweise bediente vielerorts den Bedarf an günstigem Wohnraum und kam gleichzeitig einer neuen Bauaufgabe nach: Strukturen der Zivilgesellschaft zu fördern, um die überkommene, autoritäre Zentralisierung zu bekämpfen. Dazu kam, dass in den 1960er Jahren Energie billig und im Überfluss vorhanden war, Stahl und Beton ebenso.

Mit der Industrialisierung hatten sich Stadtbilder rasant verändert. Die schnelle und unkontrollierte Urbanisierung führte mittelfristig zu sozialpolitischen und hygienischen Problemen, für die international nach Lösungen gesucht wurde: eine Architektur, die funktional ist und auf sozialen wie wirtschaftlichen Faktoren basiert, musste her. Besonders kulturell inspirierend auf dem Gebiet des Städtebaus waren in dem Zusammenhang die architektonischen Zirkel Moskaus. Sie wurden zum Anziehungspunkt für visionäre Städteplaner aus allen Teilen der Welt.

Weltweiter Siegeszug des Brutalismus

Brutalismus ist ein internationales Phänomen ohne geographischen Schwerpunkt. Die brasilianische Architektin Ruth Verde Zein bezeichnete ihn treffend als »Werk einer ganzen Generation«. Bemerkenswert ist, dass sich die Kolosse semiotisch problemlos in beide politische Systeme des kalten Krieges implementieren ließen: Brutalistische Bauten entstanden überall auf der Welt, in allen politischen Systemen, unter jeweils spezifischen Rahmenbedingungen. Entsprechend weit gefächert ist der brutalistische Kanon, jedes Gebäude ist ein Beleg für Baukunst auf internationalem Niveau, versucht aber gleichzeitig, diese neue Architektur in den jeweils lokalen Gegebenheiten zu verankern.



Detailaufnahme aus dem Inneren der Mensa, Foto: Marcus Feld

Besonders in den sozialistischen Ländern war der Brutalismus dominant, was oft zum Fehlschluss führt, dass der Baustil per se sozialistisch sei. Dem ist jedoch nicht so, dem nordamerikanischen Brutalismus etwa lagen sozialistische Untertöne schon aus ideologischen Gründen fern, es entwickelte sich eine eher individualistischere Variante mit jeweils eigensinniger Gestaltung. Doch auch dort stand der Brutalismus für Utopien eines sozialen Miteinanders. Als jene Utopien mehr und mehr an Einfluss verloren, bekamen dies auch die Gebäude ›zu spüren‹.

Ölheizungen für die Arbeiterklasse

Die Geschichte des Brutalismus ist eng verzahnt mit sozialpolitischen Fragen. Besonders augenfällig etwa war der Kontrast zwischen

der neuen Architektur und verzierten Gründerzeitbauten. Die wurden, vor allem in den sozialistischen Ländern, als Symbol der Klassengesellschaft betrachtet. Brutalistische Gebäude hingegen erzählen etwas von ihren Herstellungsbedingungen, den knapp bemessenen Mitteln für sozialen Wohnungsbau, dem billigen und haltbaren Material des Betons und den Bauarbeitern, die an ihnen beteiligt waren. Sie stellten mithin eine ›Architektur des Klassenkampfs‹ dar, die den Beitrag der ausführenden Handwerker genauso würdigen sollte wie den der Architekten. Zumindest in der Theorie, denn in der Praxis sind auch brutalistische Bauten bis heute mit dem Namen ihrer Architekten verknüpft – und nicht mit denen der beteiligten Arbeiter, die auch hier weiterhin namen- und gesichtsloses Heer bleiben.

Ein weiterer Aspekt: Der Brutalismus trug zur Säkularisierung von Stadtbildern bei, indem die Höhendominanz religiös konnotierter Gebäude gebrochen wurde. Säkulare Gebäudekomplexe für Bildung, Kultur und Erholung traten an die Stelle der bis dato physikalisch herausragenden Gotteshäuser. Architektur, die nicht in erster Linie kommerziell bestimmt, aber gesellschaftlich dafür umso relevanter war, nahm, im wahrsten Sinne des Wortes, mehr Raum ein. Vor allem öffentliche Gebäude wie Rathäuser, Kulturzentren oder Schulen wurden im großen Format, skulptural und im brutalistischen Stil gebaut.

Dahinter stand eine bewusste, politische Ästhetik: Die Gebäude für gewöhnliche Bürger sollten mindestens so monumental, so beeindruckend sein wie einst die der Machthaber. Die Ausmaße und die verwendeten Materialen, Glas etwa, waren noch nicht lange für alle erschwinglich und bis dato den Reichen und Mächtigen vorbehalten gewesen, Sanitäranlagen und elektrisches Licht vor dem 19. Jahrhundert nicht einmal jenen. Mit der Interpretation der Wohnung als soziales Gut ging eine Standardisierung der Wohnverhältnisse einher. Im Brutalismus wurden technische Annehmlichkeiten wie Aufzüge, Warmwasserbäder und Dunstabzüge auch für ›einfache Leute‹ verfügbar. Bei aller Kargheit der Bauten hat der Brutalismus insofern doch aus dem Vollen geschöpft. Er versprach Raum, Komfort und Bequemlichkeit für alle, Ölheizungen für die Arbeiterklasse! Kurz: Eine soziale Utopie.

Zurück zum Beton

Anfang der 1980er Jahre – zu Beginn der Ölkrise und eines Umdenkens in Sachen ökologischer Bauweise – hatte die brutalistische Architektur ihren Zenit überschritten. Sie wurde zu teuer, weil die Arbeitskräfte für die skulpturalen Spezialanfertigungen und deren Erhalt nicht mehr finanzierbar waren, und der Kampf gegen die nachrückende Architektengeneration und die Apologeten der Modulbauweise wurde verloren.

Aktuell erfährt der Brutalismus eine Renaissance in Popkultur und Wissenschaft. Als Ausdruck einer Modeerscheinung mag er sein subversives Potential verloren haben, nichtsdestotrotz lässt sich ein entschlossenes Engagement für die Rehabilitierung des Baustils feststellen: Insbesondere hinter der Kampagne #SOSBrutalismus, einem Zusammenschluss des Deutschen Architekturmuseums und der Wüstenrot Stiftung, formiert sich eine Fangemeinde, die sich für den weltweiten Erhalt der bedrohten Betonbauten einsetzt.

»Nutzung ist die beste Pflege« lautet ein Kredo des Denkmalschutzes. Adäquate Nutzung setzt jedoch pragmatische Anpassungen an Erfordernisse der jeweiligen Nutzergruppen sowie an energetische Gesichtspunkte voraus. Wie das bei den brutalistischen Bauten gelingt, ohne die originäre Optik, die Essenz der nackten, rohen Betonbauten zu beeinträchtigen, wird in der Fachwelt noch diskutiert. Auch die Mensa der Universität des Saarlandes steht jetzt am Beginn einer Restaurierung, die vermutlich alles andere als einfach werden wird.

Anmerkungen

Mit Informationen aus: SOS Brutalismus. Eine internationale Bestandsaufnahme. Hg. v. Oliver Elser, Philip Kurz und Peter Cachola Schmal. Zürich 2017. Darüber hinaus danke ich Dr. Mona Schrempf für den Austausch und ihre Anmerkungen.